

zum 100. Geburtstag Moritz v. Ebner-Eschenbach

berehrte und geliebte Tante sechzehn Tage nach Mariens, ihres zweiten Kindes, Geburt durch den Tod verlor, emstand der Fünftzehnjährige als den ersten großen Schmerz seines Daseins. Als das Vaterhaus aufgehört hatte, ihr Heim zu sein, kehrte Marie Ebner dorthin wieder als Gast, zuerst des Vaters, dann des „besten der Brüder“. Jetzt läßt der beste der Besten es sich angelegen sein, der heute Fünftundachtzigjährigen, die schon viele ihrer Liebsten hat dahingehen sehen und der das Alter so manche Würde aufgelegt, das Geben so lieb zu machen wie nur irgend möglich. In diesem Bestreben haben ihre Angehörigen einen mächtigen Helfer: den heimatischen Boden. Die heiße Liebe zu ihm, das Verwachsensein mit ihm und allem, was er trägt, verrät fast jede ihrer Schriften. Raum minder deutlich spricht beides aus Werken ganz anderer Art, durch die ihr Gatte Zdislawits bereichert hat. Darf man an nicht zu besten Sommernachmittagen Baronin Ebner mit einem Buche in den Park begleiten, so wird mit einigen Umwegen an herrlichen alten Bäumen, an Kunstwerken aus Erz und Stein, an heimeligen Ruheplätzen vorbei, dem Teiche zugeleitet und dort in der geräumigen Halle des Badhauses Platz genommen. Wer ihre kleine Skizze „Die Schwaben“ gelesen hat, der kennt dieser Beobachtungsvollen, von dem aus sie die Flugfreuden ihrer gesiederten Lieb-linge mitgemeißelt. An der gegenüberliegenden Schwalthalle des Teiches läßt uns ein Auschnitt im Gebirg weit hinübersehen bis zu den sanftsten Klauen Höhen des Marsgebirges. Sie bilden den Hintergrund für einen Obelisten

aus grauem Stein, der ein Bronzerelief Moritz v. Ebner-Eschenbachs trägt. Bezeichnender als dieses Porträt für seine äußere Erscheinung ist für sein ganzes Wesen der daruntergesetzte Vers: „Dunkel Moritz sei gepriesen, der dem Quell den Weg gewiesen.“ Denn die Wege zu weisen durch Lehren und Erzählen, scheint sein innerster Beruf gewesen zu sein. Ein reizendes Denkmal seiner Tätigkeit ist ein im maurischen Stil gehaltenes, etwas erhöht gelegenes Tempelchen, das Observatorium. Es birgt Instrumente zur Beobachtung der Gestirne, zu Messungen u. c., die aber, da der Meister fehlt, schon seit langer Zeit außer Gebrauch sind. Den Mittagsdurchgang der Sonne haben wir wohl noch manchmal dort beobachtet, doch auch das Passageinstrument will nun Laten Händen nicht mehr gehören.

Auch in seinem wissenschaftlichen Beruf konnte Baron Ebner in Zdislawits gleichsam für den Hausgebrauch tätig sein. Ein noch unberührt erhaltenes Miniaturlaboratorium mit allem Zubehör ermöglichte ihm, den naturwissenschaftlichen Unterricht, den er Messen und Nichten erteilte, durch Experimente zu erläutern. Aber in keinem Familiensiede hat seine Begeisterung für die Wissenschaft wieder ein so helles Echo geweckt, wie in seiner Cousine Marie. So ablehnend, wie die geliebte Großmutter bei ihren dichterischen Versuchen, verhielt ihr Vater sich der Gelehrsamkeit des jungen Professors gegenüber. Erst spät hat er sich überzeugt, daß sein Schwiegersohn nicht zu jenen bedauernswert Lächerlichen gehörte, die jedes Stillsitzen, auf dem sie beim Mahle des

Lebens Platz nehmen möchten, immer schon besetzt finden.“ Die beiden, als geistig schaffende von den Ehren anfangs fast bemitleidet, erfuhren im Laufe der Jahre die höchsten Ehren, die die Wissenschaft zu vergeben hat: Baron Ebner wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften, seine Gemahlin Doctor phil. h. c. der Wiener Universität.

Ein anschauliches Bild von der kulturellen und häuslichen Entwicklung Wiens im neunzehnten Jahrhundert gibt uns der unter dem Titel „Alt-Wien“ in der „Oesterreichischen Rundschau“ veröffentlichte Teil von Baron Ebners Erinnerungen. Wir fühlen uns mitten hineinversetzt in jene Epoche, da alte Leute zum Erzählen und junge zum Zuhören noch Zeit hatten, und folgen besonders gern den Schilderungen dessen, der an dieser Entwicklung wiederholt tätigen Anteil nahm. Satten sich doch die von ihm eingeführten Sprengmethoden zu bewähren, als es galt, die Kasseien mit den lieben kleinen Häusern und die alten Tore niederzureißen, um für die Stadterweiterung Raum zu schaffen.

Bu den wenigen Stätten, die ihr feines Mitwienertum beobachtet haben, gehört der Franziskanerplatz. Unbedrückt durch moderne Zinskajernen, steht dort heute noch das vornehme Wohnhaus mit dem schönen schmiedeeisernen Ballongitter, hinter dem die jungverheiratete Helene v. Ebner Blumen pflegte. Ihr kleiner Sohn sah von dort auf den Moisesbrunnen nieder, an dem die ländlichen Wall-

\*) Band XI, Heft 6.